



RUPERT SCHÖTTLE

Damenschneider

Ein Wien-Krimi

Original

GMEINER





Original

RUPERT SCHÖTTLE

Damenschneider

Ein Wien-Krimi

GMEINER



Rupert Schöttle

Damenschneider

Kriminalroman

Original



IMPRESSUM

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2011 - Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung / E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung des Fotos von: © ilco / sxc.hu

ISBN 978-3-8392-3730-4

WIDMUNG

Für Karin und Mariam

PROLOG

Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Seufzend setzte sich Erwin Necker an seinen Wohnzimmertisch, nahm einen kleinen karierten Spiralblock zur Hand und schrieb mit einem silbernen Bleistift, den er aus seiner rechten Hosentasche geangelt hatte, sorgsam die Ziffern eins bis sechs untereinander, um sogleich in tiefes Nachdenken zu verfallen.

Mit gerunzelter Stirn saß er nun da und drehte den Stift im Mundwinkel.

Plötzlich hielt er inne, nahm das Schreibwerkzeug aus dem Mund und notierte entschlossen hinter den sechsten Punkt »Schreibtisch aufräumen«.

Während er mit schief gelegtem Kopf die in feiner Handschrift verfassten Worte begutachtete, schob er seine Hand ein wenig höher, wo sie hinter der »Fünf« zu liegen kam. Dieses Mal zögerte er nicht und vermerkte dahinter mit gespitzten Lippen: »Eltern besuchen.«

Die Formulierung des vierten Punktes bedurfte anscheinend ebenfalls keiner allzu großen Geistesarbeit, schrieb er doch sogleich dahinter: »Nichts tun.«

Was er hinter die »Drei« schreiben sollte, schien ihm noch nicht ganz klar zu sein, denn er hielt einige Augenblicke inne, bevor er dort die nächsten zwei Worte registrierte: »Oper-Salome.«

Auch bei dem zweiten Punkt zögerte er. Nachdem er einige Zeit seinen Kopf hin und her gewiegt hatte, vermerkte er dort endlich »Beisl-Tour.«

Die Protokollierung des ersten Punktes schien ihm offensichtlich die größte Pein zu bereiten. Zuerst dachte er lange nach, dann stand er auf und lief unruhig im Zimmer

auf und ab, bis er sich schließlich entschlossen hinsetzte und mit zittriger Hand und dementsprechend krakelig niederschrieb: »Vera aufsuchen.«

Nun war die Liste komplett, und die Gestaltung seines freien Abends würde sich in wenigen Augenblicken entscheiden.

Nachdem er aus seiner anderen Hosentasche einen ebenfalls silbernen Würfel gezogen hatte, und ihn gedankenverloren in seinen zu einer Kugel geformten Händen schüttelte, ging er nochmals bedächtig die einzelnen Punkte durch.

Unter dem sechsten Absatz hatte er, gleichsam als Kontrapunkt zur höchsten Augenzahl, wie stets die Handlungsalternative notiert, die ihm am wenigsten zusagte.

Dieser Punkt, den er so fürchtete, gebot ihm nämlich, seinen Schreibtisch aufzuräumen, auf dem sich Papiere und Notizen der letzten Monate in beständig wachsender Unordnung gestapelt hatten, und diese Aufgabe, so notwendig sie ihn auch anmutete, erschien ihm ganz und gar nicht verlockend. Immerhin hatte er das Glück gehabt, dass der Würfel in den letzten Wochen eine andere Tätigkeit stets als wichtiger befunden hatte. Dementsprechend gestaltete sich die Unordnung, die unterdessen ein solches Ausmaß angenommen hatte, dass Necker zum Würfeln auf den Esstisch ausweichen musste.

Schicksalsergeben nahm er dies hin, genauso wie die »Fünf«, die ihm geboten hätte, seinen greisen Eltern einen Besuch abzustatten. Diese Möglichkeit erschien ihm eigentlich noch drohender als der unaufgeräumte Schreibtisch.

Dies freilich mochte er sich nicht eingestehen.

Dieser fünfte Punkt war ein Continuum auf Neckers Würfelliste, allerdings nicht, weil er wie der sechste Absatz

lange nicht eingetreten war, – gerade letzte Woche war er auf Empfehlung seines würfelförmigen Entscheidungsträgers (und zu ihrer größten Verwunderung) bei seinen Eltern gewesen, – sondern aus schlechtem Gewissen, das er ihnen gegenüber hegte (und das sie nota bene auch gerne nährten).

Denn seit seiner Matura und dem darauf folgenden Auszug aus der herrschaftlichen Villa in der exklusivsten Wohngegend Wiens, der so genannten ›Cottage‹ (wie alles Vornehme von den Wienern Pseudo-Französisch, also ›koteesch‹, ausgesprochen) im 19. Wiener Gemeindebezirk, hatte er seine Familie nur mehr höchst sporadisch beehrt.

Zwar war dies aus gutem Grund geschehen, war doch sein Verhältnis mit dem despotischen Vater und der bigotten Mama, die stets bestrebt war, die Fassade einer heilen Familie aufrechtzuerhalten, schon während seiner Jugend ziemlich zerrüttet gewesen.

Doch nunmehr standen beide in den Achtzigern und niemand konnte wissen, wie lange sie noch am Leben bleiben würden.

Die Vorstellung, plötzlich vor dem Sarg eines seiner Elternteile zu stehen und sich dem Vorwurf auszusetzen, dass er sich zu ihren Lebzeiten nicht genug um sie gekümmert hatte und es nun dafür endgültig zu spät sei, erfüllte ihn dann doch mit Unbehagen.

So beruhigte er sein schlechtes Gewissen, indem er allwöchentlich einen Besuch zur Disposition des Würfels stellte, unter Punkt fünf.

Denn Necker war ein chronisch unentschlossener Mensch.

Bevor er auf die Idee mit dem Würfel verfallen war, bedauerte er jede Entscheidung, die er sich nach mühsamer Überlegung endlich abgerungen hatte, im gleichen Moment schon wieder, weil ja eine mögliche Alternative vielleicht doch die attraktivere Variante gewesen wäre.

So ging es während des Prozesses der Entscheidungsfindung so lange hin und her, bis Necker endlich erschöpft aufgab - und nichts tat.

Hätte er wie früher seiner Trägheit nachgegeben und seine Freizeit mit dem sinnlosen Konsum von seichter Fernsehunterhaltung verbracht, deren Berieselung er mit großen Mengen von Bier und Chips erträglicher zu gestalten versuchte, wäre er im Bewusstsein eventuell entgangener Möglichkeiten zutiefst deprimiert gewesen. Seitdem er jedoch würfelte, erkannte er auch dies als Wink des Schicksals und nahm es ohne Widerspruch hin.

So war unter dem vierten Punkt, auch dieser kehrte regelmäßig wieder, die Alternative des gar nicht so süßen Nichtstuns vermerkt. Das immerhin war die sicherste Variante einer Abendgestaltung - denn wenn man nichts tat, konnte man auch nichts falsch machen.

Mit der unter Punkt »drei« vermerkten Alternative begann der Teil der Optionen, der weniger von der Pflicht als von der Neigung bestimmt war.

Als Spross einer gesellschaftlich angesehenen Familie konservativen Zuschnitts war es selbstverständlich gewesen, dass der kleine Erwin von seinen Eltern schon sehr früh mit dem breiten kulturellen Angebot seiner Geburtsstadt in Berührung gebracht wurde. Dabei stellte sich schon sehr bald sein Interessenschwerpunkt heraus. Während er bereits als Fünfjähriger mit großer Begeisterung der »Puppenfee« von Josef Bayer folgte, die an der Staatsoper traditionell um die Weihnachtszeit aufgeführt wird und deren Bühnenbild und Choreographie sich seit ihrer Uraufführung im Jahre 1888 nicht wesentlich verändert hat, überkam ihn bei Shakespeares »Sommernachtstraum« am Burgtheater schon nach wenigen Minuten der kindliche Schlaf, der erst durch den Beifall nach dem ersten Akt unterbrochen wurde. Der Vater hatte ihn immerhin gewähren lassen, denn wer schläft, quengelt nicht. Als er allerdings dazu Anstalten machte,

nach der Pause wieder den Zuschauerraum zu betreten, zeigte sich das so rüde aus seinem Schlaf gerissene Kind dermaßen unwillig, dass sein Herr Papa sich ausnahmsweise einsichtig zeigte und zusammen mit seinem Sprössling den Heimweg einschlug. Was ihm selbst auch nicht ganz unrecht war, zumal ihm die moderne Inszenierung des Feenmärchens ganz und gar nicht behagte. Die bildungsbeflissenen Eltern ließen aber weiterhin nichts unversucht und schleppten ihren Sprössling schon wenig später in das »Theater in der Josefstadt«, wo zuweilen kindgerechtere Kost als in der Burg angeboten wurde. Doch selbst die Dramatisierung von Erich Kästners »Pünktchen und Anton« in den Kammerspielen vermochte den Knaben nicht von seiner einmal gefassten Antipathie gegen das Sprechtheater abzubringen. Dieses Mal schlief Erwin nicht, dafür jammerte er in einem fort, so dass sich die entnervte Mama, die dieses Mal den Opfergang auf sich genommen hatte, dazu gezwungen sah, das reizende Stück bereits während des ersten Aufzugs zu verlassen. Womit die Theaterbesuche zur offensichtlichen Erleichterung des Knaben für die nächsten Jahre gestrichen wurden.

Ganz anders verhielt sich Erwin in der Oper. Nicht nur die »Puppenfee«, auch Tschaikowskys »Nussknacker« und Mozarts »Zauberflöte« verfolgte er mit kindlicher Neugierde. Selbst Smetanas »Verkaufte Braut« und Donizettis »L'elisir d'amore« ließ er, kaum zehnjährig, gerne über sich ergehen. Auch wenn er in den Klavierstunden, die nun einmal zur bürgerlichen Erziehung dazugehörten, eine äußerst unglückliche Figur machte, so dass die Lehrerin schon nach wenigen Jahren selbst davon abriet, ihn weiter unterrichten zu lassen, in die Oper ging er ausgesprochen gerne. Und das war bis heute so geblieben. Unter Punkt drei vermerkte er also einen Besuch in der Staatsoper, zumal heute eines jener Werke auf dem Spielplan stand, das Necker besonders schätzte:

die »Salome« von Richard Strauss war mit all ihrer sinnlich berausenden Musik nämlich kurz und blutig.

Die Möglichkeit des Opernbesuchs hatte allerdings den Nachteil, dass sich Necker in einen Anzug hätte zwingen müssen, was ihm, der zumindest in privater Umgebung legere Bekleidung vorzog, nicht eben angenehm gewesen wäre. Andererseits hätte er es als unmöglich befunden, den Musentempel in Freizeitkleidung zu betreten, soweit immerhin hatte die Erziehung seiner Eltern gefruchtet.

Schon während seines Studiums hatte er sehr viel Zeit auf dem Stehplatz der Oper verbracht, um sich von den Vorlesungen der Medizin oder dem Sezieren von Leichen zu erholen. Dort lernte er mit der Zeit einige Gleichgesinnte kennen. Für mehrere Jahre hatte er es sich sogar zur Gewohnheit gemacht, zusammen mit einigen anderen, gleichaltrigen Musikenthusiasten nach den obligaten Huldigungszeremonien am Künstlereingang in ein Beisl zu gehen. Entweder in das leider heute nicht mehr existierende Restaurant »Smutny« in der Elisabethstraße oder in das der Rückseite der Oper gegenüberliegende »Café Mozart«. Das Letztere wurde sehr gerne aufgesucht, wenn ein Kellner namens Karl Dienst hatte, der neben einem großen Herz für arme Studenten auch über die besten Informationen aus der Künstlerszene verfügte. Ins »Smutny« ging man dagegen aus ganz anderen Gründen und gerne zu Monatsanfang, weil das dort ausgeschenkte »Budweiser Bier« dermaßen süffig war, dass man jedes Mal versucht war, seinen Geldbeutel über Gebühr zu strapazieren und sich wider alle Vernunft »noch eines« zu bestellen. Schließlich konnte man das zu viel investierte Geld nach dem nächsten Opernbesuch, – ein Stehplatz in der Galerie schlug mit seinen 20 Schillingen nicht wirklich zu Buche, – wieder im »Mozart« einsparen, da Karl ein Einsehen hatte, dass man die leidenschaftlich geführten Diskussionen über das soeben Erlebte auch bei einem

kleinen Soda führen konnte. Der Flachmann kreiste unterdessen unter dem Tisch.

Bald verband ihn auch eine Art Freundschaft mit einem dieser Musenfreunde, so dass er sich mit jenem gelegentlich auch außerhalb der üblichen Termine traf, wobei sie auch über etwas anderes als nur über Sänger und Inszenierungen sprechen konnten. Obwohl er schon lange nicht mehr regelmäßig in die Oper ging, hatte er die Gewohnheit der sporadischen Treffen mit Marius Volkhammer beibehalten. Dann zog man gemeinsam über die Häuser und vergnügte sich im so genannten »Bermuda-Dreieck« oder am Spittelberg. Diese Lustbarkeit war allerdings ausgesprochen harmloser Natur, denn außer einem prüfenden Augenschein hatte die holde Weiblichkeit von diesen beiden Eigenbrötlern nichts zu befürchten. Für die Befriedigung seiner körperlichen Triebe nahm Necker übrigens gelegentlich die Dienste einer Dame in Anspruch, die Nämliches sehr geschickt und gegen Bezahlung machte, und bei der, eine vorige Terminabsprache vorausgesetzt, er nicht in Gefahr geriet, auf eine stets befürchtete Ablehnung zu stoßen.

Nach reiflicher Überlegung hatte er also beschlossen, diese Woche auf den Puffbesuch zu verzichten und lieber ein Treffen mit seinem Freund Marius ins Auge zu fassen, um mit ihm diverse Lokalitäten zu besuchen.

Der Nachteil an dieser Alternative lag freilich in der Gefahr der tiefen Frustration, etwa, wenn sich eine von der Ferne taxierte Dame mit angewidertem Gesichtsausdruck abwandte oder sich gar so laut, dass er es noch hören konnte, verächtlich über ihn äußerte. Solches hatte er auf seinen Beisl-Touren leider schon erleben müssen, was sein ohnehin angegriffenes Selbstwertgefühl nicht unbedingt gestärkt hatte. Obwohl sein Äußeres keineswegs abstoßend zu nennen war. Zwar war sein Haupthaar schon ziemlich gelichtet, außerdem trug er eine nicht sehr kleidsame Brille, doch seine Gesichtszüge waren, sah man von seiner

etwas fleischigen Nase ab, immerhin regelmäßig. Doch in der heutigen Zeit der Äußerlichkeiten kämpfte man mit einem nur durchschnittlichen Aussehen leider oft auf verlorenem Posten.

Außerdem war es schon November und dementsprechend kalt, was sich nach reichlichem Alkoholgenuss durchaus ungemütlich bemerkbar machen konnte.

Und was hatte unser Held hinter der »Eins« vermerkt?

Schon den ganzen Tag hatte er hin und her überlegt, ob er diesen Schritt wagen sollte. Obwohl ihm bewusst war, dass das Ergebnis absolut bindend war, würde ihm, wenn er diese Zahl würfelte, auf der Stelle sein Herz in die Hose plumpsen. Denn dann hätte er keine Wahl, er müsste bei ihr anklopfen.

Vera Richter war vor einigen Wochen in die Nachbarwohnung gezogen. Hin und wieder traf man sich im Stiegenhaus und wechselte ein paar Worte, es war ein rein nachbarschaftliches Verhältnis, also etwas völlig Normales. Dennoch schien ihm, als grüße sie ihn immer besonders herzlich und als zöge sie das Gespräch mit ihm ganz bewusst in die Länge, während sie ihm forschend in die Augen schaute. Sie kam aus der Gegend von Leipzig, war alleinstehend, so viel wusste er immerhin, und arbeitete als Schneiderin in einem namhaften Geschäft für Herrenanzüge. Richter war übrigens nach Wien gekommen, weil sich in Deutschland kein Mensch mehr Maßanzüge machen ließ. Diejenigen, die sich das leisten konnten, flogen lieber gleich nach London oder eben nach Wien, wo das Handwerk wirklich »noch goldenen Boden« hat, wie sie es Necker gegenüber ausgedrückt hatte. Viel mehr Worte waren zwischen den beiden eigentlich nicht gewechselt worden, als sie ihn nach seinem Beruf fragte, hatte er ihr lediglich gesagt, er sei Arzt. Glücklicherweise hatte sie nicht nachgefragt, welche Art von Mediziner er sei. Das hätte sie möglicherweise verschreckt.

Nur, was sollte er ihr sagen, wenn er tatsächlich eine Eins würfelte?

Sollte er es gar so anstellen, wie Luke Rhinehart in seinem Buch »Der Würfler«, das Necker überhaupt erst zu seinen Würfelspielen inspiriert hatte?

Der hatte nach einem Pokerabend mit Freunden beschlossen, dass er mit seiner Nachbarin schlafen würde, wenn der Würfel, der unter der Pik Dame verborgen war, eine Eins zeige. Und so war es gewesen. So ging Rhinehart mitten in der Nacht zu seiner Nachbarin, die darüber hinaus noch die Frau eines Kollegen war, und teilte ihr unumwunden zu, dass er Sex mit ihr haben wolle. Sie stimmte überrascht, aber erfreut zu.

So einfach ging es leider nur in Büchern, davon war Necker fest überzeugt.

Vera würde sicherlich sofort die Polizei rufen, oder ihn gar auslachen, was wohl noch schlimmer wäre.

Allerdings müsste er ja nicht gleich so dreist vorgehen wie sein Vorbild. Das würde ja auch gar nicht seiner Veranlagung entsprechen. Er könnte sie ja nur in die Oper einladen und danach mit ihr essen gehen, das wäre doch ganz unverfänglich.

Trotzdem.

Immerhin gab es noch den Ausweg, dass sie nicht zu Hause war, wenn er anklopfte.

Seine Pflicht hätte er trotzdem erfüllt.

Nach diesen bedeutungsschweren Gedankengängen öffnete er seine Hände und ließ den Würfel darüber entscheiden, wie er nun seinen freien Abend gestalten sollte.

Nachdem der Kubus nach einigen Spiralen und Wendungen zur Ruhe gekommen war, hielt er seine Augen fest geschlossen.

Der Grund für seinen komplexbeladenen Charakter lag in Neckers Kindheit begründet.

Sein Lebensschicksal sollte ihn eigentlich schon kurz nach seiner Geburt, genau genommen eigentlich am Tage seiner Taufe, ereilen.

Denn schon von klein auf war er, gleichsam als Opfer des typisch wienerischen Hangs zu Koseformen, der »Nekro« gewesen. Freilich nicht für seine Familie, die sich strikt und geschichtsbewusst an den gegebenen Vornamen hielt, der jedem Erstgeborenen der Familie zuteil geworden war, schon sein Urgroßvater war einst mit diesem wenig schmückenden Taufnamen gesegnet gewesen. Es war die Kindergärtnerin, die erste weibliche außerfamiliäre Bezugsperson also, die sich angesichts der drolligen Erscheinung des damals noch mit pechschwarzem Haar gesegneten Kindes diese Verzärtlichung einfallen ließ, und somit den Grundstein zu seiner späteren Berufswahl legte. Denn ist es nicht in den meisten Fällen so, dass der Name den Charakter des Menschen geradezu schicksalhaft prägt? Oder wer von uns ist schon einmal etwa einer »Friederike« begegnet, die sich der weiblichen Attribute der Anmut oder Zärtlichkeit rühmen konnte? In der Regel sind Trägerinnen dieses Namens doch etwas spröde, aber durchaus strebsame Naturen, die mit ernster Miene und unerbittlicher Strenge selbstgerecht ihren auf Ordnung bedachten Lebensweg durchmessen. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass sich das Umfeld konsequent an den gewählten Vornamen hält. Wird nämlich aus der ernstesten Friederike in ihren frühen Lebensjahren eine »Fritzi« oder »Riki«, kann sie sich dann ungeachtet der ungünstigen Auspizien tatsächlich noch zu einem süßen Mädels entwickeln.

Bei dem kleinen Erwin lagen die Dinge freilich ganz anders.

Hätte diese etwas leichtsinnige Kindergärtnerin den Knaben etwa »Winnie« genannt, wäre sein Leben

womöglich ganz anders verlaufen, und er hätte sich wahrscheinlich zu einem charmanten und eloquenten Jüngling entwickelt, der sicherlich einen ganz anderen Weg eingeschlagen hätte, doch die Tragweite ihrer Entscheidung war der etwas einfach gestrickten Person offensichtlich nicht bewusst. Zu ihrer Entlastung sei jedoch gesagt, dass der kleine Erwin keineswegs über den Charakter und das Aussehen verfügte, die einen solch fröhlichen Kosenamen gerechtfertigt hätten. Schon als kleiner Junge zog er es vor, in einer Ecke mit sich alleine zu spielen, den anderen den Rücken zugewandt, damit ihn ja niemand in seiner eigenen Welt stören möge. Auch sein Äußeres war nicht dazu angetan, die Sympathien der anderen so ohne Weiteres zu wecken. Sein sehr rundes Gesichtchen wurde von einer riesigen, fleischigen Nase dominiert, auf deren Rücken eine Brille mit gurkenglasbodenähnlichen Gläsern saß und deren Bügel auf großen und etwas abstehenden Ohren ruhten. Seine extreme Kurzsichtigkeit dispensierte ihn im Übrigen auch von jeder sportlichen Betätigung, was einen weiteren Grund für sein Einzelgängertum darstellen sollte.

So wurde also aus dem kleinen Erwin, dem auch ein ganz anderes Schicksal hätte zuteil werden können, eben der »Nekro«, der sich zu einem eigenbrötlerischen Kind entwickelte, den es mehr zu den Büchern hinzog als zu seinen Spielkameraden.

Da er einer alteingesessenen und durchaus traditionsbewussten Wiener Familie entstammte, deren Mitglieder seit dem 19. Jahrhundert die weiland weltberühmte Wiener Ärzteschaft bereicherten, war dem kleinen Nekro der Berufsweg vorgegeben. Mit einem solchen Namen und der familiären Tradition blieb ihm eigentlich keine andere Wahl - er war zu seinem Beruf als Gerichtsmediziner geradezu prädestiniert (als »Winnie« hätte er es möglicherweise zu einem Internisten oder Frauenarzt bringen können). Die andere Möglichkeit, die

ihm mit diesen Vorzeichen offen gestanden hätte, die Pathologie also, hatte er schon sehr früh wegen ihrer recht theoretisch anmutenden Ausrichtung rundweg abgelehnt.

Allerdings sollten wir der Kindergärtnerin nicht die alleinige Schuld an Nekros außergewöhnlicher Wahl zuweisen, denn anders als in vielen Fällen, wo die familiäre Tradition geradezu zur Last werden kann, hatte er diesen Berufszweig letztlich sogar aus einem inneren Drang heraus gewählt.

Denn kaum war er des eigenständigen Lesens mächtig geworden, zogen ihn wilde Mördergeschichten in ihren Bann. Als sich seine Schulkameraden noch mit der Literatur eines Karl May beschäftigten, der ihn im Übrigen nur als Person aufgrund seiner schillernden Biographie interessierte, investierte er sein Taschengeld heimlich in die so genannten Heftchenromane von »Jerry Cotton« und Konsorten, eine Wahl, die seine gutbürgerlichen, von Bildung beflissenen Eltern keineswegs gebilligt hätten.

Die las er dann in aller Stille, fasziniert von dem üblen Gesindel, dem der Held zielsicher auf die Spur kam. Übrigens nicht ohne Sympathie für die Verbrecher, die dieser Sympathie aufgrund ihrer dilettantischen Vorgehensweise letztendlich dann doch verlustig gingen. Später dann, nach der Entwicklung seines literarischen Geschmacks, waren es dann die amerikanischen Autoren wie Eric Ambler oder Jim Thompson, die ihn faszinierten.

Seine Flucht in die Scheinwelt des Verbrechens war freilich auch eine Flucht vor dem despotischen Vater und der ständig jammernden, aber durchaus dünkelhaften Mama gewesen.

Mit einer solchen Biographie verwunderte es nicht, dass sich Nekro zu einem entscheidungsschwachen Charakter entwickelt hatte, und er wäre wohl jeden freien Abend zu Hause geblieben, hätte er nicht das Würfelorakel gefunden.

Langsam öffnete er seine Augen.

Mit gemischten Gefühlen sah er, dass der Würfel eine »Zwei« zeigte, mithin keine »Fünf« oder gar eine »Eins«, die er ja insgeheim am meisten gefürchtet hatte.

Sein Kumpan Volkhammer, den er sogleich anrief, hatte an diesem Abend auch nichts Besseres vor, und so einigte man sich als Treffpunkt auf das Restaurant »Lux« am Spittelberg, wo es so manchen Samstagabend hoch herging.

Angesichts der draußen herrschenden Witterung, – die ersten Frostnächte waren angesagt, – wählte er eine halblange mit Pelz gefütterte Lederjacke und ein wollenes Stirnband. Auf seinen Trachtenmantel und den dazu passenden Hut wollte er heute Abend doch lieber verzichten.

Solchermaßen für seine Verhältnisse geradezu lässig angetan, spazierte er bald zu dem verabredeten Treffpunkt. Seine Wohnung grenzte unmittelbar an den Spittelberg, der in einem äußerst malerischer Stadtteil im siebten Gemeindebezirk beheimatet ist, dessen älteste Häuser noch aus dem 16. Jahrhundert stammen. Damals noch Vorstadt, war es während der ersten dreihundert Jahre seines Bestehens ein dicht besiedeltes Wohngebiet für ärmere Leute gewesen. Mit der Zeit hatte sich dessen Charakter jedoch grundlegend gewandelt. So war es bis in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts ein über die Grenzen Österreichs hinaus bekanntes Vergnügungsviertel für anspruchslosere Gemüter gewesen. Nach dieser letzten Blütezeit, die durch die Weltwirtschaftskrise ihr Ende fand, verfielen die Häuser in einem solchen Maße, dass sich in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts ein Eldorado für Immobilienspekulanten abzuzeichnen begann, die etliche dieser in bester Umgebung liegenden Ruinen aufkauften, mit dem Vorhaben, sie später abzureißen. Dies rief nun einige prominente Künstler auf den Plan, die solch schändliches Vorhaben mit allen Mitteln zu verhindern

suchten, was schließlich in etlichen spektakulären Hausbesetzungen gipfelte. Durch solch Aufsehen erregendes Gebaren, im Gegensatz zum benachbarten Deutschland waren solche handstreichartigen Übernahmen in Österreich keineswegs üblich, wurde endlich die Stadt auf dieses Juwel aufmerksam und kaufte die Häuser kurzerhand auf, um sie zu revitalisieren. Mit Erfolg, ist doch der Spittelberg heute einer der reizendsten Gegenden, die Wien dem Flaneur zu bieten hat. Und inmitten dieser pittoresken Häuser, die den Vorstadtcharakter bis heute bewahrt haben, befindet sich das »Lux«, ein weitläufiges, aber ungeachtet dessen sehr gemütliches Restaurant. Dort hatten sich die beiden schon öfters getroffen, weil es nicht nur über eine vorzügliche Küche, sondern auch über eine Bar verfügte, wo ihnen eine zumindest oberflächliche Kontaktnahme zum anderen Geschlecht schon öfter gelungen war.

Als Nekro das Restaurant betrat, sah er schon von Weitem seinen Freund, der dort bei einem Bier und seiner geliebten Virginier saß.

Trotz des modern anmutenden Ambientes bietet die Speisekarte hierorts durchaus deftige Kost auf hohem Niveau, was dem Geschmack der beiden durchaus entgegenkam. Nachdem sich Nekro kurz im gut besuchten Gastzimmer umgesehen hatte, wobei er sein besonderes Augenmerk auf alleinstehende Frauen legte, die nach denen Ausschau halten, die ihren Missstand beheben könnten, nahm er nach einer kurzen Begrüßung bei seinem Freund Platz.

»Na, wie sieht's denn aus diese Woche? Gibt es wieder Arbeit für mich?«, fragte Volkhammer, während er genüsslich an seiner Zigarre zog.

Da sich Volkhammer als Cellist verdingte, der hauptsächlich auf Bestattungen musizierte, verdienten die beiden Freunde ihr Geld in einem gleichsam miteinander verwandten Gewerbe, und es wäre nicht das erste Mal

gewesen, dass der Musiker durch einen gezielten Tipp zu einem einträglichen Auftritt gekommen wäre.

»Da hätte ich dich schon angerufen, aber diese Woche war wirklich mager«, antwortete Nekro bedauernd. »Ein Sandler, der tot in einem Park lag, eine weibliche Wasserleiche, die aus dem Donaukanal gefischt worden ist, dazu noch ein Selbstmord und ein altes Mutterl, von dem man geglaubt hat, dass seinem Tod nachgeholfen wurde. Die haben es diese Woche auf meinen Tisch geschafft, also keine Kundschaft, die sich einen Volkhammer zu ihrer Beerdigung leisten kann. Fast hätte es eh was gegeben. Da hat mich eine junge Frau angerufen und behauptet, ihre Freundin müsse obduziert werden, weil sie nicht an ihren natürlichen Tod glaube - das hat sich dann aber anscheinend von selbst erledigt.«

»Wie kann sich denn so etwas von selbst erledigen?«, fragte Volkhammer verwundert.

»Ich hab' ihr halt gesagt, dass sie dazu das Einverständnis der nächsten Verwandten einholen müsse, erst dann könnte ich ihr helfen. Und danach hab' ich nichts mehr von ihr gehört. Ich nehme an, dass besagte Dame bereits in der heiligen Erde des Zentralfriedhofs ruht.«

»Eine Bestattung ohne meine tröstenden Celloklänge? Das kann nichts G'scheites gewesen sein ...«

»Wenn ich dich so anschau mit deinem Bier, ich könnt' eigentlich auch eins gebrauchen - und was zum Essen!«, sagte Necker entschlossen und winkte der Bedienung, der er gleich seine Wünsche mitteilte.

Am Nebentisch saß ein junger Mann, der den beiden, von ihnen unbemerkt, die ganze Zeit interessiert zugehört hatte.

Nachdem die Serviererin gegangen war, beugte er sich zu den Freunden herüber und fragte freundlich:

»Entschuldigen Sie bitte, würden Sie mir bitte das Salz reichen?«

Wortlos gab es ihm Volkhammer hinüber.

»Scheinbar durchlebt der Koch gerade eine Krise in seinem Liebesleben«, sagte der Unbekannte, während er Volkhammer den Streuer zurückgab.

Verständnislos schaute ihn Necker an.

»Na ja, man sagt doch, man salzt zu viel, wenn man verliebt ist – und dieser Rindsbraten ist leider überhaupt nicht gesalzen«, erklärte er.

»Das schaut aber eigentlich ganz gut aus, was Sie da essen«, warf Volkhammer ein, während er begehrlische Blicke auf den Teller des Nachbarn warf. »Was ist das?«

»Das Gericht nennt sich«, antwortete dieser nach einem kurzen Blick in die Speisekarte, »»Alt Wiener Rinderbraten mit Speck-Pilzen und Serviettenknödel.««

»Ist es so gut, wie es aussieht?«

»Warten Sie einen Moment ...«, genießerisch schloss er die Augen, während er ein Stück des nunmehr gesalzenen Fleisches in den Mund schob und lustvoll darauf herumkaute. »Jetzt ist es köstlich!«

»Wie heißt das noch mal?«

Freundlich lächelnd reichte der Unbekannte ihm die Speisekarte herüber.

»Entschuldigen Sie bitte, dass ich Ihr Gespräch belauscht habe, ich weiß, das gehört sich nicht, aber wenn man alleine ist, unterhält man sich halt damit, dass man so herumhört, was die anderen sich erzählen«, sagte der Mittzwanziger mit einem entwaffnendem Lächeln, »zumal wir in einem ähnlichen Metier tätig sind.«

Verwundert schauten die beiden den jungen Mann an.

»Was glauben Sie denn, in welchem Metier wir tätig sind?«, fragte Volkhammer vergnügt.

»Soweit ich verstanden habe, haben Sie beruflich mit Toten zu tun. Ich nehme an, dass Sie«, er wandte sich an Necker, »Pathologe oder Gerichtsmediziner sind ... – und da wollte ich Sie etwas fragen.«

»Ja, das ist schon richtig, dass ich Gerichtsmediziner bin«, antwortete Necker zurückhaltend, der schon

befürchtete, mit den üblichen Fragen nach Details seiner Tätigkeit behelligt zu werden, »aber ich kann mir nicht vorstellen, was daran so interessant sein könnte.«

»Dazu müsste ich Ihnen erst einmal erklären, was ich mache ... darf ich das, oder wollen Sie lieber Ihre Ruhe haben?«, fragte er vorsichtig.

»Ich finde, wir sollten uns anhören, was uns dieser junge Mann zu sagen hat«, sagte Volkhammer aufgeräumt zu seinem Freund, dem die Sache offensichtlich noch immer nicht ganz geheuer war. »Setzen Sie sich doch einfach kurz zu uns, wenn Sie fertig gegessen haben, oder was meinst Du, Nekro?«

Der Angesprochene machte eine einladende Handbewegung, sagte aber sonst nichts.

»Danke«, sagte der Mann herzlich und setzte sich nach der raschen Beendigung seiner Mahlzeit an ihren Tisch, »ich geh auch gleich wieder. Zuerst sollte ich mich einmal vorstellen, mein Name ist Markus Lichtenthal. Ich bin Fotograf, und zwar nicht im herkömmlichen Sinne, sondern ich veröffentliche meine Fotos im Web in so genannten ›Microstocks‹. Gegen eine kleine Gebühr können sich die Kunden dann die Fotos herunterladen und sie für ihre Zwecke benutzen.«

»Und das rechnet sich?«, fragte Volkhammer beiläufig, nachdem ihn Lichtenthal erwartungsvoll angeschaut hatte.

»Na ja, die Menge macht's. Ob Sie Ihre Freunde zu einer Party einladen oder Werbung für Ihre Tätigkeit machen wollen. Um eine Annonce oder Einladung effektiv zu gestalten, brauchen Sie heutzutage Bilder - und die finden Sie in den Microstocks. Das ist ein riesiger Markt, der die herkömmliche Werbefotografie auf die Dauer ablösen wird. Selbst die großen Firmen greifen schon darauf zurück, weil sie sich damit teure Models und Fotografen sparen. Da jedoch der Markt mit Aufnahmen von Schönen und Reichen langsam gesättigt ist, bin ich auf die Idee verfallen, einmal

Aufnahmen anzubieten, die nicht nur die heile Welt vorgaukeln.«

»Und was haben wir damit zu tun?«, fragte Necker unbehaglich, der schon zu ahnen schien, was auf ihn zukommen würde.

»Erinnern Sie sich noch an die Benetton-Reklamen in den Neunzigerjahren? Als sie mit einem Aids-Kranken im Endstadium für die United Colours of Benetton Werbung machten? Das gab damals einen riesigen Aufstand. Und was hat einen größeren Reklamewert als eine weltweite Empörung? Unbezahlbar war das. Oder die Nonne, die einen Priester küsst? Dagegen ist die Kirche Sturm gelaufen, und Benetton war in allen Medien. Und genau auf solch Tabu brechende Aufnahmen will ich mich jetzt spezialisieren. Und da hab' ich mir gedacht, dass Fotos von Unfällen, Naturkatastrophen und dergleichen bestimmt ihre Abnehmer finden werden. Ich hab' auch schon einen Namen dafür, ›Shock-promotion‹, wie finden Sie das? Und da Sie als Gerichtsmediziner quasi an der Quelle sitzen, wollte ich mich einmal mit Ihnen über dieses Thema unterhalten.«

»Sie wollen also die Leichen fotografieren, die bei mir auf dem Tisch landen?«, fragte Necker ungläubig. »Das können Sie doch nicht ernst meinen! Haben Sie einmal überlegt, was das bedeuten würde? Was sollen etwa die Angehörigen dazu sagen, wenn sie ihre grausam ermordete Schwester plötzlich auf Plakatwänden entdecken, wie sie für Damenunterwäsche wirbt? Ganz davon abgesehen, dass ich das für völlig geschmacklos halte, wäre ich sofort meinen Job los.«

»Nein, so meine ich das ja gar nicht«, sagte Lichtenthal mit beschwichtigender Geste. »Ich denke mir eher, dass Sie doch leicht an Fotos von Unfällen herankommen. Wenn Sie mir diese, natürlich nur nach Absprache und gegen Teilung des Honorars, zur Verfügung stellen könnten, wäre uns